

Exponiertes Leben

«Achterbahn» – Frido Mann schreibt seine Autobiografie

Im strengen Winter 1963 überquert Frido Mann mehrere Wochen lang zweimal täglich den zugefrorenen Zürichsee. Der 22-jährige Enkel Thomas Manns hat nach Abschluss seines Musikstudiums eine Anstellung als Korrepetitor am Opernhaus erhalten – geprobt wird Wagners «Parsifal»; er legt den Weg zwischen seinem Arbeitsplatz und dem Kilchberger Haus der Grosseltern, wo er seit seiner Gymnasialzeit wohnt, bei arktischer Kälte zu Fuss zurück. Eines Abends befällt ihn mitten auf dem See eine regelrechte Eisvision. Die Wagner-Klänge, die ihm noch im Kopf kreisen, verschmelzen mit wirren Erinnerungen an das Andersen-Märchen von der Schneekönigin, das sein Grossvater ihm einst vorgelesen hatte. Zuletzt kommt es zu «furchterregenden optischen und akustischen Halluzinationen», die in Selbstmordphantasien münden. Mit knapper Not findet er den Weg nach Hause, geht wie in Trance in die Bibliothek, zieht einen Band der Brockhaus-Enzyklopädie aus dem Regal und schlägt den Artikel «Jesus Christus» auf. In dieser Nacht beschliesst er, Theologie zu studieren.

Katholische Taufe

Frido Mann schildert sein Erweckungsereignis zwar in Anlehnung an klassische Muster, aber ohne jegliches Pathos. Die Hinwendung zur Religion erscheint als «Überlebensmassnahme», nicht als verzücktes Eintauchen in die Sphäre des Heils. Es geht vor allem um einen Ausbruch aus der Familie, denn Frido Mann, der Abkömmling erzprotestantischer und jüdischer Bürgerhäuser, wird Katholik. Der frisch diplomierte Pianist und Dirigent nimmt Konvertitenunterricht, lässt sich in Florenz taufen und wählt als Studienort München, um dem Kilchberger «Museum» zu entkommen. Dass alle diese Fluchtorte wieder ins Mann-Universum zurückführten, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Schon die «Ent-rückung» auf dem See wirkte ja als Überblendung von Wagner, Andersen und Castorpschem Schneewahn wie eine Heimsuchung durch den Grossvater-Gott.

Der kleine Frido war Thomas Manns Lieblingsenkel gewesen, die Vorlage für das charismatische Wunderkind Nepomuk Schneidewein («Echo») im «Doktor Faustus». Frido Mann spricht an einer Stelle sehr schön von dem «Urbildschicksal», das sein Leben bestimmt habe, den Blicken, die er immer auf sich spürte, mit den unvermeidlichen Fragen: Entspricht er der Figur, entspricht er der Liebe des Ahnherrn, wie wird er fertig mit dieser Erblast? Verzweifelt über diese Stigmatisierung, habe er versucht, seinen «eigenen Mann» zu stehen, und sich ein halbes Leben lang geweigert, die Werke des Zauberers zu lesen. Am Ende kam es zu einer Versöhnung. Seit den neunziger Jahren ist Frido Mann selbst Schriftsteller, der in öffentlichen Vorträgen unverkrampft über seinen Grossvater, die Familie und sogar über Nepomuk Schneidewein reden kann. Die Wut auf den «Riesen», der ihn mit seiner «Überliebe» erdrückt und literarisch instrumentalisiert hat, ist einem Gefühl der Dankbarkeit gewichen.

Das eigentliche Trauma dieser Lebensgeschichte war, wie die Autobiografie eher im Gestus trauriger Verwunderung als in dem der Empörung festhält, der Vater. Michael Mann, der jüngste Sohn von Thomas und Katia, gehörte mit Golo und Monika zur Gruppe der ungeliebten Kinder. Eine respektable Karriere als Berufs-

musiker (Bratschist) brach er ab, um schliesslich Germanistikprofessor in den USA zu werden. Die seelischen Verletzungen seiner Jugend gab er ungemildert, ja brutal an seine beiden Söhne weiter. Da die Mutter Gret, eine Tochter des Zolliker Fabrikanten Fritz Moser, ebenfalls weitgehend desinteressiert am Wohlergehen ihrer Kinder war, wurden Frido und sein Bruder von klein auf immer nur untergebracht: bei den Grosseltern, in Kinderheimen und Internaten, bei Verwandten oder in der Obhut von Dienstmädchen zu Hause.

Suche nach der Heimat

Es ist verständlich, dass Frido Mann das Daseinsgefühl eines Exilanten entwickelte. Das «unaufhörliche Hin-und-her-Geschubse» durch die Eltern legte vermutlich den Grund für die intensive «Suche nach einer geistigen Heimat», die den Erwachsenen umtrieb. Immer wenn Frido Mann eine Ausbildung abgeschlossen hatte, entdeckte er einen neuen Beruf, eine neue Berufung. Aus dem Theologen, der als Assistent von Karl Rahner eine vielversprechende Universitätskarriere hätte einschlagen können, wird ein Psychologe; sein Verständnis von «Seelsorge» hat sich radikal verändert. Frido Mann leistet, wie immer, auf dem neuen Berufsfeld vorzügliche Arbeit und eckt zugleich an. Jahrelang leitet er das Institut für Medizinische Psychologie der Universität Münster, habilitiert sich aber ausgerechnet in Leipzig. Die Erinnerung an Thomas Mann, der zweimal mit DDR-Auftritten die bundesrepublikanische Öffentlichkeit provoziert hatte, dürfte, wie die Autobiografie festhält, dabei durchaus eine Rolle gespielt haben.

Ist der Wechsel zur Schriftstellerei ein Happy End? Ist die «Achterbahn»-Fahrt des spätberufenen Romanciers eine moderne Geschichte von der Heimkehr des verlorenen Enkels? Frido Mann hält sich zurück mit Versöhnungsrhetorik. Wenn er aber im Schlussteil seine Bemühungen um ein brasilianisches Kulturzentrum zu Ehren von Julia Bruhns da Silva, der Mutter von Thomas Mann, schildert und dieses interkulturelle Engagement in Verbindung mit Hans Klings «Weltethos»-Projekt bringt, dann begreift man, dass hier einer einen uralten humanistischen Traum weiterträumt: Frieden zu stiften durch die Zusammenführung der (Menschheits-)Familie.

Manfred Koch

Frido Mann: Achterbahn. Ein Lebensweg. Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg 2008. 382 S., Fr. 35.40.